

Heiteres Nachspiel zum Briefwechsel Thomas Mann - Emil Preetorius

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Blätter der Thomas Mann Gesellschaft Zürich**

Band (Jahr): **5 (1965)**

PDF erstellt am: **17.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-1052917>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Heiteres Nachspiel zum Briefwechsel Thomas Mann – Emil Preetorius

TMA. In Nr. 4 der «Blätter der Thomas Mann Gesellschaft» hat Emil Preetorius erzählt, daß Thomas Mann sein erstes illustriertes Buch, den «Peter Schlemihl», in einer Sonntagsausgabe des «Berliner Tageblatts» besprochen habe. Alle Bemühungen, die besagte Rezension aufzutreiben, blieben erfolglos. Unsere in der Fußnote eingestandene Ohnmacht rief aber Liebhaber und Forscher auf den Plan, es begann ein emsiges Suchen und Wühlen. Kampf der Unwissenheit! war die Losung. Durch die Fußnote angestachelt, machte sich, allen voran, Dr. H. O. Mayer, der bekannte Thomas-Mann-Sammler aus Düsseldorf, auf den Weg, diese Lücke in seinem und unserem Wissen zu stopfen. Auch ihm blieben Mißerfolg und Zerknirschung nicht erspart. Aber was ihm Geduld und Unentwegtheit nicht zusprechen wollten, spielte ihm schließlich der glückliche Zufall in die Hand. Doch hören wir ihn selbst:

Die treffliche Bibliographie von Bürgin erwähnt diesen Artikel nicht. In den Werken ist er nicht aufgenommen, die Zeitung hatte ihn nicht. Natürlich war es nun Ehrensache für mich, diesen Artikel aufzuspüren. Aber das war recht schwierig. Meine Anfrage bei verschiedenen Thomas-Mann-Experten war erfolglos. Ein großes Zeitungsarchiv, in dem frühere Jahrgänge des Berliner Tageblatts aufbewahrt sind, konnte ohne nähere Angabe von Nummer und Jahr keine Auskunft geben. Schweren Herzens mußte ich das Suchen aufgeben. Neulich beim Räumen in meiner Thomas-Mann-Bibliothek las ich wieder einmal in dem großen Prachtband «Pro Italia», in dem Thomas Mann mit einem Beitrag vertreten ist und den ich vor etwa einem Jahr in einem Antiquariat – natürlich wieder in München – erstanden hatte. Zwischen den Seiten fand ich einen alten vergilbten Zeitungsausschnitt: die Nummer 654 vom 25. 12. 1910 aus der Sonntagsausgabe des Berliner Tageblatts, nämlich den Artikel «Peter Schlemihl» von Thomas Mann! Eigentlich erzähle ich diese letzte Geschichte, die für einen Thomas-Mann-Sammler höchst blamabel ist, äußerst ungerne. Aber sie gehört nun mal unbedingt in diese Glosse über meine Sammlertätigkeit in München.

So steht es in der Josef-Söhngen-Sondernummer des «Jungen Buchhandels» vom August 1964.

Wie es so geht, meldete sich zur gleichen Zeit noch eine zweite Stimme. Aus Ostberlin berichtete Harry Matter, daß Erich Neumann schon 1961 auf die «Schlemihl»-Besprechung aufmerksam gemacht habe (wir zitieren aus «Spektrum», 1961, Jg. 7, H. 9/10, wo Neumann über die Scheyer-Stiftung berichtet):

Der älteste uns zugegangene Beitrag Thomas Manns ist «Peter Schlemihl» im «Berliner Tageblatt» vom 25. 12. 1910. Etwa neun Monate später wurde die Einleitung Thomas Manns für die Pantheon-Ausgabe dieser Erzählung Chamissos veröffentlicht, zur gleichen Zeit in der «Neuen Rundschau» erscheinend und seitdem oft nachgedruckt. Während in dieser Einleitung das dichterische Schaffen Chamissos in seiner Gesamtheit gewürdigt, der Inhalt der Erzählung dagegen nur angedeutet wird, denn «hier folgt ja das Ganze», erzählt Thomas Mann in jenem der Forschung bisher entgangenen Zeitungsaufsatz ausführlich den Gang der Handlung. Angeregt zur Lektüre wurde er durch die Ausgabe des Hyperion-Verlages in München, «so schön, wie es wirklich noch keine gab». Zum ersten Male preist der Dichter – wie es später noch oft geschehen sollte – die Illustrationskunst von Emil Preetorius, die ihn mit verlockt hatte, die Erzählung wieder zu lesen, «zum ersten Male zu lesen, genau genommen». Beim Vergleichen beider Texte ist es aufschlußreich zu verfolgen, wie Thomas Mann einzelne Prägungen der früheren Arbeit abgeändert in die spätere, wesentlich gehaltvollere Fassung aufgenommen hat. –

Um auch dem Leser der «Blätter» den Vergleich zu ermöglichen, lassen wir die Rezension hier folgen. (Der spätere Aufsatz über Chamisso erschien erstmals in der «Neuen Rundschau», Berlin, 22. Jg., H. 10, 1911; dann wurde er aufgenommen in «Rede und Antwort», SFV 1922; in der Frankfurter Ausgabe der «Gesammelten Werke» ist er im IX. Bd., S. 35–57 abgedruckt.)

Peter Schlemihl

Von Thomas Mann

In dem präziösen Verlage des Herrn Hans v. Weber in München ist eine neue Ausgabe von «Peter Schlemihls wundersamer Geschichte» erschienen, so schön, wie es wirklich noch keine gab. Das originelle Format, das prächtig solide Papier, das angenehme Druckbild in schlichter, klarer Fraktur und nicht zuletzt die geistreichen, echt romantisch konzipierten Vollbilder und Vignetten, mit denen Emil Preetorius das Buch geschmückt hat, verlockten mich, Chamissos unsterbliche Erzählung wieder zu lesen – zum ersten Male zu lesen, genau genommen, denn ich war zu jung, als sie mir vordem in die Hände fiel. Ich las sie in einem Zuge, beinahe ohne aufzublicken, und mein Vergnügen, mein Entzücken dabei war so lebhaft, daß ich den Raum, der mir in dieser Festnummer des «Berliner Tageblatts» freundlichst zu beliebiger Ausfüllung bewilligt wurde, wohl dazu nutzen möchte, an ein paar Schönheiten dieses kleinen Meisterwerks deutscher Erzählungskunst zu erinnern und auszusprechen, wie innig und unmittelbar es noch heute, fast hundert Jahre nach seiner Entstehung, zu unterhalten vermag.

Es fängt ganz realistisch und bürgerlich an, wenn auch auf unbestimmtem Grund und Boden, – und die eigentliche Kunstleistung des Erzählers besteht darin, daß er die realistisch-bürgerliche Allüre bis ans Ende und beim Vortrage auch der fabelhaftesten Begebnisse mit aller Genauigkeit festzuhalten weiß: dergestalt, daß Schlemihls Geschichte wohl als «wundersam» im Sinne selten oder nie erhörter Schicksale wirkt, zu denen ein irrender Mensch durch Gottes Willen berufen war, aber nie eigentlich als wunderbar im Sinne des Außernatürlichen und Unverantwortlich-Märchenhaften. Schon die autobiographische, bekenntnismäßige Form der Erzählung trägt dazu bei, daß ihr Anspruch auf Wahrhaftigkeit und Realität strenger als beim unpersönlich fabulierenden Märchen betont erscheint.

Der Schauplatz ist, wie gesagt, unbestimmt. Schlemihl, den man sich als einen schlichten, bedürftigen, jungen Mann, als Studenten oder Kandidaten etwa, vorzustellen hat, landet nach langer beschwerlicher Seefahrt am Ziel seiner Reise, einer großen Stadt am Ozean, und bemüht sich, seinen mitgebrachten Empfehlungsbrief Herrn Thomas John, einem reichen Villenbesitzer, auf dessen Protektion er Hoffnungen setzt, bescheidenlich zu überreichen. Herr John empfängt ihn im Park, im Kreise seiner Gäste, so gut und so schlecht, wie ein reicher Mann einen armen Schlucker eben empfängt. «Wer nicht Herr ist wenigstens einer Million», wirft der dicke Halunke gesprächsweise hin, «der ist, man verzeihe mir das Wort, ein Schuft!», eine Äußerung, die der arme Schlemihl mit seufzendem «O, wie wahr!» bekräftigt und so seine Läuterungsbedürftigkeit erweist. Aber seine Zustimmung gefällt Herrn John, und er wird eingeladen, an der Garden-Party teilzunehmen.

Es geschieht nun, daß ein schönes Fräulein sich an einem Rosendorn die Hand verletzt. Man ruft nach Englischem Pflaster, und ein «stiller, dünner, hagerer, länglicher, ältlicher Mann», um den sich niemand kümmert, ja, den man kaum zu bemerken

scheint, ist in der Lage, damit aufzuwarten. Aus der «knapp anliegenden» Schoßtasche seines altfränkischen, grautaftenen Rockes bringt er eine Briefftasche zum Vorschein, entnimmt ihr das Gewünschte und überreicht es dem Fräulein, ohne Dank und Aufmerksamkeit dafür zu ernten. Dieser Mann ist anspruchslos, demütig, dienstbereit. Als Herr John ein Fernrohr fordert, um ein weit auf dem Ozean gesichtetes Schiff zu beobachten, zieht er mit bescheidener Verneigung den verlangten Gegenstand aus der Tasche, – aus seiner «eng anliegenden» Rocktasche, die auch die Briefftasche birgt. Ein wohl ausgerüsteter Mann. Und was in so einer Rocktasche, bei geschickter Verpackung nicht alles Platz hat! Aber wie wird dem Erzähler, als der blasse Mann, nach und nach und je nach Bedarf aus seiner «eng anliegenden» Rocktasche einen türkischen Teppich, ein komfortables Luftgezelt und drei aufgezäumte Reitpferde hervorzieht?!

Es ist der Teufel, und er ist vorzüglich gezeichnet – namentlich in der nun folgenden Szene zwischen ihm und Schlemihl auf dem freien Rasenplatz. Nichts von Pferdefuß, Dämonie und höllischem Witz. Ein überhöflicher, verlegener Mann, der *rot wird* (ein köstlich überzeugender Zug), als er die entscheidende Unterredung wegen des Schattens einleitet, und den auch Schlemihl, zwischen Respekt und Grauen schwankend, mit bestürzter Höflichkeit behandelt. Was der sonderbare Liebhaber ihm für den Schatten zur Auswahl bietet, sind gute, altvertraute Dinge: die echte Springwurzel, die Alraunwurzel, Wechselfennige, Raubtaler, das Tellertuch von Rolands Knappen, ein Galgenmännlein, Fortunati Wünschhütlein, «neu und haltbar wieder restauriert», und die Erzählung nimmt hier auf bekannte und nicht wohl bezweifelbare Sagen- und Märchenmotive Bezug, wodurch sie einen neuen Akzent von Legitimität und Vertrauenswürdigkeit erhält. Der betörte Schlemihl wählt den Glückssäckel, und es folgt jener unbezahlbare, vom Illustrator mit vielem Humor veranschaulichte Moment, wo der Graue niederkniet, mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit Schlemihls Schatten vom Kopf bis zu den Füßen leise vom Grase löst, aufhebt, zusammenrollt, faltet und in die Tasche steckt.

Die Sache ist nun die, daß jeder, Mann, Weib und Straßenjunge, sofort bemerkt, daß Schlemihl keinen Schatten hat und ihn mit Hohn, Mitleid, Abscheu deswegen überschüttet. Ich bin hier nicht ganz so bedenkenlos, wie etwa im Punkte des Glückssäckels. Wenn mir in der Sonne ein Mensch begegnete, der keinen Schatten würfe, – würde es mir auffallen? Und wenn es mir wirklich auffiele, würde ich nicht einfach im stillen auf irgendwelche mir unbekannt optische Ursachen schließen, die die Entstehung eines Schlagschattens in diesem Falle zufällig verhindern? Gleichviel! Eben die Unkontrollierbarkeit und Unentscheidbarkeit dieser Frage ist das treibende Motiv, der eigentliche Witz und Einfall des Buches, und die Voraussetzung zugegeben, so ergibt alles sich mit erschütternder Folgerichtigkeit.

Schlemihl rettet sich vor seinen Verfolgern in eine Kutsche, und bitterlich weinend fühlt er eine erste Ahnung seines Unglücks bei sich aufsteigen. Aber der Beutel ist sein, und er läßt sich zum vornehmsten, glücklicherweise nach Norden gelegenen Gasthof fahren und verschließt sich sofort in den gemieteten Prachtzimmern. Dort zieht er den fatalen Säckel aus der Brust, und «mit einer Art Wut» greift er Gold und aber Gold heraus, streut es auf den Estrich, schreitet darüber hin, sinkt greifend, wühlend, schwelgend darauf nieder und verbringt so den Tag und den Abend, bis ihn bei einfallender Nacht Erschöpfung übermannt und er, auf Dukaten gebettet, entschlummert. Am nächsten Morgen muß er das Gold, da der Säckel es nicht wieder verschlingen will, mit saurem Schweiß in dem großen Schrank seines Kabinetts verstauen; denn keins seiner Fenster *öffnet sich über die See*.

Was folgt, ist die Schilderung einer scheinbar bevorzugten und beneidenswerten, aber romantisch elenden, innerlich mit einem düstern Geheimnis einsamen Existenz, – und schlichter, ergreifender, wahrer, erlebnishafter, persönlicher hat nie ein Poet ein solches Dasein darzustellen und der Empfindung nahe zu bringen gewußt.

Dabei ist das Entscheidende, daß es dem Dichter längst gelungen ist, uns in die Vorstellung von dem Wert und der Wichtigkeit eines gesunden Schattens für die Honettität eines Menschen so vollkommen einzuspinnen, daß wir Ausdrücke wie «düsteres Geheimnis» nicht mehr als übertrieben empfinden, sondern vielmehr in einem Mann ohne Schatten den geschlagensten und anstößigsten Mann unter der Sonne erblicken. Wir sehen den reichen Schlemihl des Nachts bei Mondschein in einen weiten Mantel gehüllt, den Hut tief in die Augen gedrückt, sein Haus verlassen, getrieben von dem selbstquälerischen Wunsche, die öffentliche Meinung zu prüfen, sein Schicksal aus dem Munde der Vorübergehenden zu vernehmen. Wir sehen ihn sich ducken unter dem Mitleid der Frauen, dem Hohn der Jugend, der Verachtung der Männer, namentlich der Wohlbeleibten, «die selbst einen breiten Schatten werfen». Wir sehen ihn zerrissenen Herzens nach Hause wanken, da ein holdes Kind, das von ungefähr ihr Auge auf ihn wandte, beim Anblick seiner Schattenlosigkeit das schöne Antlitz mit dem Schleier verhüllte und gesenkten Kopfes vorüberging. Seine Reue über den Handel ist grenzenlos. Keiner seiner Versuche, des grauen Mannes wieder habhaft zu werden, wird von Erfolg gekrönt. Und die Episode mit dem Kunstmaler, den Schlemihl in der schwachen Hoffnung zu sich beruft, daß er ihm einen künstlichen Schlagschatten werde malen können, der ihm aber mit «durchbohrendem» Blicke antwortet: «Wer keinen Schatten hat, gehe nicht in die Sonne, das ist das Vernünftigste und Sicherste», – diese seltsam eindrucksvolle Episode bildet einen Abschnitt.

Mit der größten Lebenswahrheit ist hierauf geschildert, wie Schlemihl sich mit seinem Fluche so leidlich einzurichten sucht. Seinem Kammerdiener, einem Burschen von guter Physiognomie, hat er in weicher Stunde sein schimpfliches Gebrechen bekannt, und der Wackere, obgleich entsetzt, überwindet sich der Welt zum Trotz, bei seinem gütigen Herrn zu bleiben und ihm nach Kräften zu helfen. Er umgibt ihn mit Sorgfalt, ist überall vor und mit ihm, sieht alles vorher und, größer und stärker als Schlemihl, überdeckt er ihn in Augenblicken der Gefahr geschwind mit seinem eigenen prächtigen Schatten. So wird es Schlemihlen ermöglicht, sich unter den Menschen zu bewegen und eine Rolle zu spielen. «Ich mußte freilich viele Eigenheiten und Launen scheinbar annehmen», sagt er. «Solche stehen aber dem Reichen gut.» Eine Bemerkung von entzückender novellistischer Echtheit. Aber eine eitle Liebelei, an der sein Herz keinen Anteil hat und die zur schmachvollen Entdeckung seines Makels durch das betreffende Fräulein führt, setzt seinem Aufenthalt in der Stadt ein plötzliches Ende, und Hals über Kopf löst er seinen Hausstand auf und entflieht mit Postpferden «über die Grenze und das Gebirge», um erst «am anderen Abhang» in einem wenig besuchten Badeort Halt zu machen.

Hier trifft ihn das wahre Schicksal seines Herzens, und jene rührende Episode entwickelt sich, die ein unsterbliches Thema romantischer Poesie: die Liebe des Gezeichneten, Gehetzten, Infamen, Verdammten zu einem reinen und ahnungslosen Mädchen, in stiller bürgerlicher Menschlichkeit abwandelt.

Einzugsgepränge empfängt Schlemihls Kutsche eine Stunde vom Ort, «auf einem sonnigen Plan». Man hält den Fremden für «den guten König von Preußen», der sich auf Reisen befinden soll. Und unter den weißgekleideten Ehrenjungfrauen befindet sich die Holde, an die er sofort sein Herz verliert, während er doch, in Angst vor der Sonne, seine Scham, seine Verzweiflung in den Grund seines Wagens verbergen muß

und nur durch den treuen Bendel die Schöne mit einer diamantenen Krone schmücken lassen kann.

Bei einem Fest, das Schlemihl, der sich als «Graf Peter» am Ort niedergelassen hat, der Bevölkerung unter den Bäumen seines Gartens gibt, sieht er die Geliebte wieder, und das unselige Idyll mit dem Forstmeisterskinde spinnt sich an. Nichts fehlt dabei, weder die unschuldig eitle Kuppelei der Mutter und die biedere Ungläubigkeit des Vaters, noch die Gewissensqual des Werbenden, die Ahnungen des Mädchens, ihre zärtlichen Versuche, in das Geheimnis des Geliebten einzudringen. Hier herrschen ein so bewegter Ernst des Ausdrucks und ein solches novellistisches Wahrheitsdetail, daß man die Phantastik der Voraussetzungen völlig vergißt, daß auch der Dichter sie völlig vergessen zu haben scheint. Schlemihl lebt und liebt unter all den Vorsichtsmaßregeln, die sein Gebrechen ihm auferlegt. «Ich nahm nur am Abend unter meinen Bäumen oder in meinem nach Bendels Angabe geschickt und reich erleuchteten Saale Gesellschaft an.» Wenn er ausgeht, so ist es nur, um sich von Bendel überwacht und überschattet, nach dem Förstergarten zu stehlen. Er martert sich mit Vorwürfen, daß er, ohne Schatten, «mit tückischer Selbstsucht diesen Engel verderbend, die reine Seele an sich gelogen und gestohlen» habe. Er ringt nach dem Entschlusse, sich ihr selber zu verraten; er schwört es ab, sie wiederzusehen, und am Abend treibt es ihn dennoch in ihre Arme. Er sagt ihr, daß er sterben muß, wenn sich sein Schicksal nicht ändert und entscheidet, und sie antwortet ihm, ganz Weib, ganz mitleidige Hingabe an den beladenen und schuldigen Mann: «Bist du elend, binde mich an dein Elend, daß ich es dir tragen helfe.» Aber der aufgehende Mond dämmt am Horizont. «Meine Zeit war um.»

Es kommt die Katastrophe, der Verrat durch den ungetreuen Diener, der seinen Herrn um Millionen Dukaten bestohlen und sein Geheimnis erforscht hat, die Zusammengabe Minas mit eben diesem schurkischen, nun aber sehr reichen Rascal, – und der graue Mann, der seine Stunde gekommen glaubt, tritt mit dem Pergament auf den Plan, durch dessen Unterfertigung Schlemihl seinen Schatten zurückkaufen soll. Der trockene, echt geschäftsmäßige Wortlaut des seelenverkäuferischen Schriftstücks ist vorzüglich. Und nicht minder sind es auch hier die Dialoge zwischen Schlemihl und dem Grauen, der sich selbst als einen «armen Teufel», «eine Art von Gelehrten und Physikus» bezeichnet, welcher auf Erden keinen anderen Spaß habe, als sein bißchen Experimentieren, und mit so ergötzlicher Abschätzigkeit von der menschlichen Seele spricht. Um sein Opfer zur Verzweiflung zu bringen, breitet er Schlemihls Schatten, der ihm aufwarten muß, zu seinen eigenen Füßen aus und läßt nicht ab, mit perfider Überredungskunst seinen Antrag zu erneuern. Aber Schlemihl, mehr aus «persönlichem Widerwillen» denn aus «Grundsätzen und Vorurteilen» bleibt fest, und Bendel beendet den Auftritt, indem er mit seinem Kreuzdornknittel den grauen Physikus ins Weite treibt. Nichts erfreulicher, als diese Einzelheit, daß der Böse, «als sei er solcher Behandlung gewohnt», sich stillschweigend, mit gebücktem Kopf und gewölbten Schultern, von einem rechtschaffenen Burschen den Buckel zerbläuen läßt!

Ich erinnere ferner an die Erzählung von Schlemihls toller Jagd nach dem herrenlosen Schatten und von der Balgerei zwischen ihm und dem Unsichtbaren, mit der allerliebsten Pointe: «Nun ward mir auch das ganze Ereignis sehr natürlich erklärbar. Der Mann mußte das unsichtbare Vogelnest, welches den, der es hält, nicht aber seinen Schatten, unsichtbar macht, erst getragen und jetzt weggeworfen haben.» Ja so! . . . Ich erinnere an die phantastische, auch von Preetorius sehr fein geschilderte Szene im Garten, wo Schlemihl mit dem Grauen unsichtbar – nur die beiden Schatten sind sichtbar – auf der Bank sitzt und die Gespräche zwischen den Forstmeistersleuten

und Mina belauscht, wobei der Kampf zwischen Gut und Böse so heftig sein Inneres zerreißt, daß er ohnmächtig wird. Ich übergehe seine Flucht bei Nacht und Nebel vom Grabe seines Lebens, die vielerlei Listen und dialektische Finten, mit denen sich der Versucher auch weiterhin an seine Sohlen heftet. Ich übergehe auch das letzte, entscheidende Zwiegespräch in wilder Landschaft, wo er den Teufel zwingt, die gräßlich entstellte Gestalt des Herrn Thomas John aus seiner Tasche zu ziehen, worauf Schlemihl durch entschlossenes Hinwegschleudern des Sndensckels sich auf immer seines Verfolgers entledigt. Und ich eile zu der schönen, versöhnlichen und doch so strengen und großartigen Schluwendung.

Durch eine gnädige Fügung gerät Schlemihl in den Besitz der Siebenmeilenstiefel und wird so, «durch frühe Schuld von der menschlichen Gesellschaft ausgeschlossen», zum Ersatz an die weite Natur gewiesen. Die geographische Akkuratesse, mit der der Verfasser die Riesenmrsche seines Helden bezeichnet, ist wiederum ein Mittel, die Phantastik seiner Angaben realistisch zu stützen, und bezeichnend für seine Umsicht sowohl wie für seine unauffällige Kunst, das Märchenhafte plausibel zu machen, ist der glänzende kleine Einfall von den «Hemmschuhen». Indem hier der geläufige Begriff des Hemmschuhes ohne weiteres und mit der unschuldigsten Miene auf die Pantoffeln übertragen wird, die Schlemihl über die Stiefel zieht, wenn er normale und keine Siebenmeilenschritte zu machen wünscht, erhält das ganze Wunder einen Charakter bürgerlicher Wirklichkeit, den es im Märchen niemals besaß.

Schlemihl also wandert von den Höhen des Tibet durch Asien von Osten nach Westen und tritt in Afrika ein. Dort, in der Wüste bei Theben, unter den Höhlen, wo früher christliche Einsiedler wohnten, findet er die Friedenssttte, wohin er stets von seinen Forschungen zurückkehren, seine Studien ausarbeiten und mit einem anhnglichen Pudel hausen wird. Er findet gelegentlich einer Störung seiner Gesundheit durch allzu jähen Temperaturwechsel die ehemalige Geliebte als Krankenpflegerin wieder (denn Rascal hat der Teufel geholt). Er läßt sie wissen, daß es auch ihm nun besser gehe als damals, und daß, wenn er be, es die Buße der Versöhnung sei. Er kehrt zur Wissenschaft zurück, er ist es, der die Geographie vom Innern Afrikas und von den nördlichen Polarlndern, vom Innern Asiens und von seinen östlichen Ksten festgesetzt hat. Seine «*Historia stirpium plantarum utriusque orbis*» steht da als ein großes Fragment der «*Flora universalis terrae*», er arbeitet rstig an seiner Fauna und wird Sorge tragen, daß vor seinem Tode seine Manuskripte bei der Berliner Universität niedergelegt werden. «Ich habe», sagt er, «seitdem, was da hell und vollendet im Urbild vor mein inneres Auge trat, getreu mit stillem, strengem, unausgesetztem Fleiß darzustellen gesucht, und meine Selbstzufriedenheit hat von dem Zusammenfallen des Dargestellten mit dem Urbild abgehangen.» Hier wird die phantastische Improvisation dichterischer Einbildungskraft zum Bekenntnis. Und wird sie es erst hier?

Das Buch war ein Welterfolg. Franzosen und Engländer, Holländer und Spanier übersetzten es, Amerika druckte es England nach, und in Deutschland ward es mit den Zeichnungen des Dickens-Illustrators Cruikshank wieder aufgelegt. Hoffmann, als man es ihm vorlas, soll außer sich vor Vergnügen und Spannung an des Lesenden Lippen gegangen haben. Das will ich glauben.

